



D. BIANARDI / SETTE

Südsee-Taucher Eco (1990): Kläglich scheiternde Schwimmversuche

Schriftsteller

Taub vor Tauben

Bestseller ist sein neuester Roman schon jetzt, trotz hanebüchener Story und Bildungsballast: Medienstar Umberto Eco wird zum Selbstläufer.

Diesmal hat der Professor wirklich an alles gedacht. Über seinen neuen Roman „Die Insel des vorigen Tages“ setzte Umberto Eco schon eifrig Andeutungen in Umlauf, bevor er überhaupt mit dem Schreiben fertig war.

Eine auserkorene Kamerafrau durfte auf den sonnigen Fidschiinseln dabei sein, als das Mailänder Superhirn – kurzfristig bartlos, ein reizvolles Detail – mit dem Recherche-Schnorchel Korallenbänke inspizierte. Daheim gab der Autor dann im Stundentakt Interviews, ließ sich freimütig fürs Fernsehen porträtieren und trat auf, wo immer sich Leser und Rezensenten für sein neuestes Werk herumtreiben konnten.

Nun gibt das Echo Eco recht. Vom deutschen Verleger Hanser wohlinformiert, badete die *Süddeutsche Zeitung* schon am Erscheinungstag freudig „im Meer der Poesie“ des neuen Werks, das dankenswerterweise „einen ordentlichen Plot“ habe*. Die Zeitschrift *Focus* ließ, um sich nicht im doch reichlich barocken Gewirr dieses Plots zu verheddern, lieber gleich Ecos Übersetzer beim Jubel-Interview mitwirken und sattelte dann einen besseren Klappen-

text drauf („... glänzt einmal mehr durch furioses Erzählalent“).

Wieder einmal also, genau wie beim „Namen der Rose“ und dem Verschwörungsschmöker „Das Foucaultsche Pendel“, hat das bewährte PR-Schema funktioniert: Welt- und sprachgewandter, leutseliger Italiener, kulturgeschichtlich beschlagen wie kein zweiter und hochversiert in allen literarischen Tricks, schildert spannende Schnitzeljagd durch historische Fernen.

Nur die Epoche brauchte der fabulierfreudige Professor zu wechseln. Sonst bietet die Mär vom schiffbrüchigen Piemontesen Roberto de La Grive, der da 1643 im fernen Pazifik über Welt und Leben nachdenkt, das gewohnte Muster: In fetten Häppchen werden Alchemie, Allegorie und Allotria serviert, Stile, Sentenzen und Sinnbilder durchgehechelt, bis das Panoptikum des Grotesken komplett ist.

Bei der gewohnt verknäuelten Geheimmission geht es diesmal um die Fixierung der Längengrade. Unnötig schwer macht Eco sich die Sache mit der öden Umgebung: Nur für ein paar kläglich scheiternde Schwimmversuche darf Held Roberto von Bord des verlassenen Seglers, auf den er sich, Wunder der Wahrscheinlichkeit, zu Beginn des Buches retten konnte. Die Insel in Sichtweite erreicht er nie, Gesellschaft gibt es so gut wie keine. Desto mehr Zeit aber hat der einsame Kundschafter, sich an sein Leben zu erinnern.

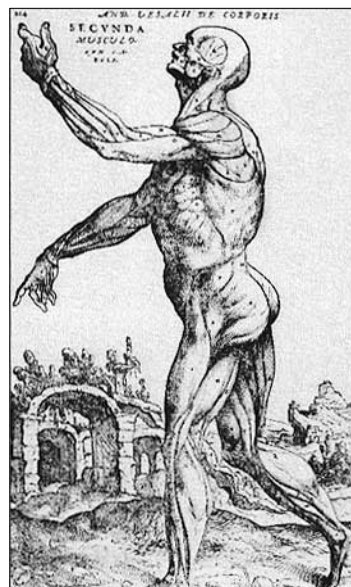
Es ist, natürlich, das Leben eines Weltmanns von enzyklopädischer Halbbildung:

Davon gab es manche im Barock, und Eco möchte zu gern als einer ihrer Nachfahren gelten. Autobiographisch verschmitzt und ohne Scheu vor Eitelkeit, läßt der Mailänder Faktenhuber seinen Helden aus italienischen Kriegswirren nach Paris enteilen, wo er, wie sollte es anders sein, den Großen des damaligen Europa begegnen darf: Richelieu und Mazarin, auch Molière und Pascal, dazu dem englischen Diplomaten und Alchemisten Sir Kenelm Digby, der bei Eco neckisch „d'Igby“ heißt.

Für Porträts der Herrschaften bleibt allerdings keine Zeit. Die braucht Roberto, Umberto Ecos Alter ego, fürs eigene Weltbild – und für seine Hirnspinne. Da in der abstrusen Robinsonade echte Gegenspieler oder gar eine Frau aus Fleisch und Blut nicht erscheinen, muß der Schiffbrüchige doch zumindest im Geiste die Signora, deren Bild er zeitlebens nachjagte, beschwören. Und wenigstens mental will er auch mit seinem bösen Doppelgänger Ferrante abrechnen, dessen Untaten seit der

Kindheit seine Phantasie beschäftigten.

Etwas viel Kopfarbeit, offenbar: Auf den Gedanken, ein Floß zu bauen, kommt Ideenjongleur Roberto erst auf Seite 359. Sein Vater, der Haudegen Pozzo, schrumpft neben den zahllosen Paradoxien über das Sein und dessen Sinn zum Abziehbild, und das eine Mal, wo Eingeborene auftauchen, sind es mit tödlicher Sicherheit erschrockliche Kannibalen: Trivialbarock pur. „Man könnte meinen, ich erzählte hier einen Roman“, scherzt Eco be-



Studie aus Vesalius-Anatomie

* Umberto Eco: „Die Insel des vorigen Tages“. Übersetzt von Burkhard Kroeber. Hanser Verlag, München; 512 Seiten; 49,80 Mark.

müht dazwischen. Ergötzen möchte er die Leser mit ganz anderem: Robertos imaginiertes Totenreich etwa, wo entfleihte Gestalten nach dem berühmten Anatomie-Atlas von Vesalius hausen, heißt „Insel Vesalia“ – Quizmaster Eco bemäntelt seine Tips eben gern ein bißchen. Und statt in Jahrfünften rechnet Roberto sein Leben vorzugsweise in Lustren nach.

Nicht genug mit solcher Angeberei: Enzyklopädist Eco fühlt sich gezwungen, alles zu verwerten, was nur irgendwie barock aussehen könnte. So läßt er ohne Federlesen eine Ständchenszene zum hitzigen Degenduell à la Dumas werden. Mit italienischem Lokalkolorit hat er sich beim Landsmann Alessandro Manzoni eingedeckt. Selbst manche Kapitel heißen nach den seltenen Büchern aus alter Zeit, die der Universalplauderer durchgeblättert hat: „Das Aristotelische Fernrohr“ oder „Große Kunst des Lichts und der Schatten“.

Gegen Ende des Wälzers, als sein entkräfteter Meisterdenker schon dumpf dahinfiebert, versteckt Alleswisser Eco die Bildungsostereier nicht einmal mehr. Ein ganzes Kapitel lang erklärt der Professore in alexandrinischer Breite („Erinnern wir uns daran . . .“), was alles die Taube als Symbolfigur schon bedeutet hat, bis wirklich jeder taub ist vor lauter Tauben oder verzweifelt im nächsten Lexikon nach spannenderen Geschichten sucht.

Aber Bangemachen gilt nun mal nicht unter postmodernen Buchkonstrukteuren – wissen die doch ohnehin, daß es hinter tausend Schwarten keine Welt mehr gibt. Da schmunzelt Eco lieber ostentativ über den Gedanken, daß Fische „von der Sintflut nichts zu befürchten brauchten“. Übersetzer und Komplize Burkhard Kroeber macht munter mit und schmuggelt sogar ein „Schweinderl“ von Robert Lembke selig in den deutschen Text hinein.

Erzählkunst indes bleibt aus – und der „Punto Fijo“, der feste Ort in Zeit und Raum, um den es angeblich geht, erweist sich am Schluß als eitel Unfug. „Bleibt uns als einziger Trost, daß all diese Spitzfindigkeiten aus der Sicht unseres ungewissen Romans völlig irrelevant sind“, seufzt Eco endlich mit kleinlauter Ironie.

Wozu aber dann der ganze Aufwand? Glaubt der überproduktive Zeichentheoretiker immer noch, die Masse werde es schon machen?

Vor immerhin 20 Jahren, als er das Geheimnis des Films „Casablanca“ erklären wollte, schrieb Eco: „Zwei Klischees sind lächerlich, hundert Klischees sind ergreifend.“ Wenigstens das hat er jetzt erschöpfend widerlegt: Auch hundert Klischees, wie barock auch immer, können ziemlich langweilig sein.

Johannes Saltzwedel

„Den Leser täuschen“

Umberto Eco über Sinn und Unsinn von Interviews mit Schriftstellern

Eco, 63, übt nach einer interviewreichen PR-Tour zur deutschen Premiere seines neuen Romans für den SPIEGEL (Selbst-)Kritik an Interviews.

Früher war es so, daß die Zeitungen und Magazine, wenn ein Buch herauskam, eine Rezension darüber brachten. Rezensenten sind nicht unfehlbar, aber die Leser kennen gewöhnlich ihre Vorlieben, ihre ästhetischen Ideale und ihre Idiosynkrasien, und wissen zwischen den Zeilen zu lesen.

Seit einiger Zeit jedoch schlagen sich die Gazetten darum, die ersten zu sein, die ein Interview mit dem Autor bringen. Über dieses Interview sind sie dann so glücklich, daß sie manchmal

vergessen, auch die Rezension zu bringen.

Ein Interview sollte ein kühner Handstreich sein, mit dem es dem Interviewer gelingt, eine Persönlichkeit von öffentlichem Interesse, die in der Regel schweigt oder sich nur ungern zu einem bestimmten Thema äußert, zum Sprechen zu bringen, um ihr unerhörte Aussagen zu entlocken. Warum ist es unsinnig, einen Autor zu interviewen, der gerade ein Buch veröffentlicht hat? Weil er damit schon gesprochen hat und man annehmen darf, daß er weiter nichts zu sagen hat, sonst hätte er besser daran getan, es in sein Buch zu schreiben.

Es kommt nur selten vor, daß ein Autor, der über sein Buch interviewt wird,

erklärt: „Ich habe ein scheußliches Buch geschrieben: Die Story ist banal, es enthält keinerlei Ideen, und vom Stil wollen wir lieber nicht reden; ich finde es eine Schande, daß der Verlag dieses Machwerk veröffentlicht hat, das sowohl mich wie meine ganze Zukunft entehrt.“

Auch der weniger helle Leser kann sich leicht vorstellen, daß der Autor stets dazu neigen wird, sein Werk zu verteidigen. Wenn er unverschämte ist, wird er sagen, es sei ein Meisterwerk; wenn er Schamgefühl hat, wird er zumindest vermeiden, schlecht darüber zu reden. Daher ist ein Interview mit dem Autor immer und unvermeidlich ein Akt der Eigenwerbung und schadet der Zeitung, die etwas gratis druckt, für das sie einen hohen Preis hätte nehmen können.

Aber es schadet auch dem Leser, der ein Recht auf die Meinung des Kritikers hätte (den er für unparteiisch hält), statt die Meinung des Autors



Zitatensammler Eco

Hinter tausend Schwarten keine Welt